



Deutsch – (k)eine Fremdsprache

(aq) Die Schweizer und Schweizerinnen reden lieber Dialekt als Hochdeutsch. Dies gilt auch für die Lehrer und Lehrerinnen. Deshalb bekommen die Schweizer Kinder zu wenig Hochdeutsch mit auf den Weg – was sich ungünstig auf sie auswirkt. Damit sich das ändert, muss ein kollektives Umdenken stattfinden. Das sagen drei Personen, die sich intensiv mit der deutschen Sprache beschäftigen.

So nah und doch so fern – so könnte das Verhältnis der Schweizer zur deutschen Sprache umschrieben werden. Nichts liegt uns näher, als deutsch zu lesen und zu schreiben und Deutsches Fernsehen zu schauen. Sobald es

schen Sprache. Das würde damit zusammenhängen, dass für die Schweizer der Dialekt die Erstsprache ist und Deutsch somit eine Fremdsprache. Trotzdem würden die Schweizer den Anspruch erheben, diese Sprache perfekt zu beherrschen – eben weil sie so fremd ja gar nicht ist.

Ungeliebte Alltagssprache

Dieser Meinung sind auch die Jugendlichen in der Schweiz. Deutsch sei keine Fremdsprache, behaupten sie, diese Sprache können man «einfach so», weil sie alltäglich ist. Dass die Jugendlichen in der Schule trotzdem nicht freiwillig hochdeutsch reden, sondern nur, wenn sie wirklich müssen, kann

Defizit oder Vorteil?

Rudolf Wachter sieht den Ansatzpunkt noch etwas früher: durch die späte Einschulung der Kinder würden diese beim Schuleintritt ganz unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen. Wachter fordert, dass die Kinder zum Zeitpunkt der Einschulung den Schweizer Dialekt alle möglichst gut beherrschen. Der Dialekt stelle eine gute und sinnvolle Basis für das Hochdeutsch dar – natürlich unter der Voraussetzung, dass in der Schule auch konsequent hochdeutsch gesprochen wird. Martin Sassenroth plädiert dafür, dass der Umgang mit der deutschen Sprache «entkrampft» wird. Die Trennung zwischen der «Wohlfühlsprache» Schweizerdeutsch und der ernstesten Schulsprache Hochdeutsch müsse vermieden werden. Er und Rudolf Wachter sind sich einig, dass für die Schweizer Kinder Defizite entstehen, weil sie zu selten mit der deutschen Sprache in Kontakt kommen. Diese Tatsache stelle später eine grosse Behinderung dar.

Stimmt nicht, sagt Annelies Häcki Buhofer. Die Schweizer Kinder würden sich in einer besonderen Sprachsituation befinden. Dadurch hätten sie eine andere Ausgangsposition als deutsche Kinder, aber durchaus nicht eine schlechtere. Im Gegenteil: Schweizer Kinder hätten ein grösseres Sprachbewusstsein als ihre deutschen Nachbarn.

Umerzierung für die Lehrer

Wie also können die Schweizer Kinder dazu gebracht werden, lieber deutsch zu sprechen? Die Erwachsenen müssen umgezogen werden, sagt Annelies Häcki Buhofer, angefangen bei den Lehrpersonen. Diese müssten im Umgang mit der deutschen Sprache mehr Selbstvertrauen gewinnen und die Freude an der Sprache an die Kinder weitergeben. Deshalb sei ein möglicher Ansatzpunkt die Lehrerbildung, wo die jungen Lehrkräfte auf die Problematik aufmerksam gemacht werden können.

Martin Sassenroth fordert von den Lehrern und Lehrerinnen, dass sie die hochdeutsche Sprache emotional positiver belegen. Dazu müssen sie über ihren Schatten springen und in einer Sprache unterrichten, die ihnen nicht lieb ist.

Doch darf die Schuld nicht allein den Lehrern zugeschoben werden. Annelies Häcki Buhofer meint, dass sich die kollektive Haltung der Deutschschweizer gegenüber der hochdeutschen Sprache verändern muss. Dies ist ein langer Prozess.



aber gilt, hochdeutsch zu sprechen, geraten wir in Verlegenheit, schämen uns für unsere Aussprache oder stolpern beim Sprechen immer wieder über ungewohnte Wörter oder Satzstellungen. Warum nur tun wir uns so schwer mit der deutschen Sprache?

Tun wir gar nicht, sagt der Sprachwissenschaftler Rudolf Wachter, vorausgesetzt, wir beherrschen die Sprache. Wenn jemand nicht gerne deutsch spricht, sei dies eine Frage der Kompetenz, meint Wachter. Für den Logopäden Martin Sassenroth hingegen ist es eine Frage der Perspektive. Er sagt, die Schweizer hätten die Tendenz, von sich selber zu behaupten, dass sie Mühe haben mit der deut-

man ihnen nicht übernehmen – der Dialekt liegt ihnen einfach näher und ist vertrauter. Wer sich hingegen an der Nase nehmen und die alte Scheu vor der hochdeutschen Sprache ablegen müsste, sind die Lehrer und Lehrerinnen. Das sagt Annelies Häcki Buhofer, Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft. Sie hält fest, dass die Lehrpersonen im Unterricht ungern hochdeutsch reden und deshalb wann immer möglich Mundart sprechen. Es sei ein Fehler der Lehrpersonen, dass sie negative Bilder bezüglich der deutschen Sprache an die Kinder weitergeben. Denn die Kinder würden die ablehnende Haltung dem Hochdeutsch gegenüber erst etwa ab der fünften Klasse annehmen – vorher sprechen sie gerne deutsch. Laut Häcki Buhofer ist es zentral, dass die negative Grundhaltung, die bei den Erwachsenen vorherrsche, abgebaut und somit auch den Kindern nicht mehr weitergegeben werde.

Vorankündigung

Tagung der im

**NETZWERK DEUTSCHE SPRACHE
ZUSAMMENGESCHLOSSENEN
SPRACHVEREINE**

19.–21. 9. 2003: Klosterneuburg (bei Wien)

Leitgedanke

Deutsch als Wissenschaftssprache

Programm: **Donnerstag 18.9.**
Anreise und Kennenlernabend

Freitag 19. 9. (evtl. bis Samstag
20. 9. vormittags) Arbeitstagung

danach Rahmenprogramm
(z.B. Besichtigung von Klosterneuburg;
abends Heuriger)

Sonntag 21. 9. Abreisetag



(skd) Anna Quinche führte für den Sprachkreis Deutsch alle Befragungen in dieser Nummer durch.

(aq) wohnt in Biel und arbeitet neben dem Studium als freie Journalistin. Sie studiert an der Universität Freiburg (Schweiz) Medien- und Kommunikationswissenschaft, Betriebswirtschaftslehre und Journalistik und steht zurzeit kurz vor dem Abschluss. Bei den «Freiburger Nachrichten» hat sie erste Schritte als Journalistin gemacht, seit mehr als zwei Jahren arbeitet sie beim «Bieler Tagblatt» als Journalistin und Redaktorin. Nebst der Wortspielerei betreibt sie auch leidenschaftlich schweisstreibende Ballspiele.

Liebe Leserinnen und Leser

Gestern: schon als Kleinkinder erlebten Sie und formte sich Ihre Muttersprache. Die Jahre der Ausbildung und des beruflichen wie privaten Lebens brachten Sie zu weiterem Erkennen und Erleben der Sprache.

Heute: Sie fragen sich mit uns, wie es denn um die deutsche Sprache in diesem Jahrzehnt bestellt sei, als Erst- und als Zweitsprache. Die Deutschschweizer kennt das Neben- und Miteinander von Schriftsprache und Dialekt. Auf diesem besonderen Boden wächst Deutsch als eine der Landessprachen. Und alle vier schaffen sie die Verbindung mit Land, Leuten und Kultur unserer Nachbarn. (Hier ist noch der Entscheid Zürichs für Frühenglisch als dem Zusammenhalt der Willensnation Schweiz abträglich anzuführen.)

In der vorliegenden Nummer geben wir jungen Menschen das Wort. Ihre Aussagen werden nicht nur auf Zustimmung stossen. Dann die ausführlichen und aufschlussreichen Gedanken der befragten Akademiker: Sie sagen Wesentliches zur schweizerischen Bildungspolitik aus.

Der Sprachkreis Deutsch setzt seine Kräfte und Mittel als Mitglied im internationalen Netzwerk Deutsche Sprache für die sprachliche und kulturelle Vielfalt Europas ein. Der «Stellenwert der deutschen Sprache in einer grenzenlosen Welt» sowie der «Sprachverfall und die kulturelle Selbstaufgabe» lassen ihn nicht gleichgültig. In aktiver Sprachpflege nimmt er sich dieser Themen an.

Leisten Sie mit dem Sprachkreis Deutsch einen Beitrag für die deutsche Sprache in der Schweiz – heute und morgen.

P. Zbinden

Peter Zbinden

Inhaltsverzeichnis

Deutsch – (k)eine Fremdsprache	1
Wieso Frühenglisch? Liebe Lehrer, lernt Latein! Dolus quartus – Vierter Streich	2
Die SBB CFF FFS und die Mehrsprachigkeit Der Bahnhof Bern als RailCity	3
«Das Verhältnis Dialekt-Hochsprache muss entkrampft werden»	4/5
«Schweizer tun sich nicht schwer mit dem Hochdeutsch»	4/5
«Hochdeutsch ist keine Fremdsprache»	6
«Die Erwachsenen müssen umgezogen werden»	7
Denglischlexikon Wasser und Wetter Deutsche Kurrentschrift	8

Wieso Frühenglisch? Liebe Lehrer, lernt Latein!

Im Fremdsprachenunterricht ist die Trial-and-Error-Methode der Kinder reine Zeitverschwendung, schreibt Rudolf Wachter.

Frühenglisch polarisiert. Ist einer dagegen, wird er als reaktionär abgetan. Ist er dafür, ist er ein Feind der Romandie. Kommt aber einer und sagt: «Vielleicht schon, aber nur wenn...», so hört ihm gleich keiner mehr zu. Genauso beim anderen aktuellen Sprachthema: Soll Hochdeutsch in der Schule gestärkt werden, schreien sie «Dialektverbot!», die SVP macht die Faust ob dieser neuen Bedrohung der Heimat, und die Vertreter der musischen Fächer klagen, die Kinder würden so in ihrer Kreativität behindert. Die SP dagegen findet Hochdeutsch in der Schule gut, es sei für schulisch schwache Kinder, speziell Ausländer, gerechter. Dass vorschulisches, wo nötig, der Dialekt, in der Schule aber das Hochdeutsche zu fördern ist, will niemand hören.

Simplifizierung und Schwarzweissmalerei liegt dem Wissenschaftler nicht. Ja, und da soll nun ausgerechnet ich gegen das Frühenglische schreiben! Der ich drei Jahre in England gelebt habe, viel auf Englisch publiziere, in England und Amerika Vorträge halte, die englische Sprache über alles liebe? Bin ich nicht im Grunde dafür? «Vielleicht schon, aber nur wenn...» – ob mir nun noch jemand zuhört? Wohl nur, wenn ich etwas polemisch schreibe! Das soll ich sogar, hiess es. Ein paar Dinge kann ich durchaus klipp und klar sagen, zum Beispiel: Wer beim Einstieg ins Berufsleben kein oder nur wenig Englisch kann, muss sich über lebenslange Nachteile nicht wundern. Doch da kommt schon das erste Aber: Von wann an, über wie viele Jahre, wo und von wem man es lernt, ist ziemlich egal. Was zählt, ist das Resultat dann, wenn die Kenntnisse gebraucht werden, und es ist völlig unbewiesen, dass Frühenglisch die besten Resultate bringt. Da Englisch zudem nicht das Einzige ist, was wir lernen müssen, gilt: Der Unterricht muss Kindern, die die optimalen Voraussetzungen mitbringen, von ideal ausgebildeten Lehrkräften in minimaler Zeit und mit der besten Methode erteilt werden. Alles andere ist verantwortungslos. Ich habe grösste Zweifel, dass der geplante Frühenglischunterricht auch nur einer dieser vier Forderungen genügen wird.

Erstens die Schüler: In der dritten Primarklasse können sie noch kaum schreiben und lesen. Ich wohne in einem Kanton, wo die Lehrkräfte angehalten sind, in den ersten beiden Schuljahren den Kindern keine Orthographiefehler zu korrigieren, nicht einmal ganz freundlich – was dazu führt, dass sich speziell die Aufgeweckteren sogleich ihre eigene Orthographie zurechtlegen, diese in ihr junges Hirn nachhaltig einbrennen und dann natürlich ungern lesen, weil in den Büchern alles falsch geschrieben ist. Auch ohne solche Spässe können auf jener Altersstufe noch keine grossartigen Hochdeutschkenntnisse erwartet werden. Insbesondere fehlt da noch eine ganz wichtige Voraussetzung für effizienten Fremdsprachenunterricht, nämlich das Verständnis für das Funktionieren der eigenen Sprache, mit der die fremde permanent – bewusst und unbewusst – verglichen wird. Wie kann man jemandem erklären, dass «They have arrived yesterday» falsch ist und «I go now home» sogar doppelt, wenn er noch keine Gelegenheit gehabt hat, über die Wörter und Satzteile seiner eigenen Sprache nachzudenken? Auswendiglernen nützt in solchen Fällen nichts, denn der Schüler wird denselben Fehler immer wieder machen: «She has died last week», «We go today on holiday». Sprache ist nun einmal mehr als auswendig gelernte Sätze, das sollte sich eigentlich herumgesprochen haben. Im Fremdsprachenunterricht ist die Trialand-Error-Methode des Kleinkindes reine Zeitverschwendung.

Zweitens die Lehrer: Je weniger im Sprachunterricht mit Erklären gearbeitet werden kann, desto authentischer muss die Lehrkraft die Sprache beherrschen. Wo aber sind die Heerscharen neuer Primarlehrkräfte, die gut genug Englisch können? Die Resultate sind am Ende des Gymnasialunterrichts derart, dass die Universitäten zurzeit Stützkurse einrichten. Werden die Primarlehrer also künftig ein Englischstudium absolvieren? Mit der Minimalforderung eines Advanced Certificate, für Maturanden leicht erreichbar, dürfen wir uns jedenfalls nicht zufrieden geben. (Vorsicht aber auch vor «native speakers» ohne ausreichende Lehrqualifikation und Deutschkenntnisse!) – Weiter fragen wir: Hat man den Erfolg des Primarschul-Französischunterrichts sorgfältig ausgewertet, und bringt er die erwünschten Resultate? Nein? Aber Englisch wird sicher besser funktionieren, weil es einfacher ist? Mit dieser Grundeinstellung ist das Resultat der ganzen Aktion leicht vorauszusehen: Die meisten werden finden, «basic simple English» sei genug, weitere Fremdsprachen seien unnötig – womit auch die Pflege des Hochdeutschen und das Streben nach einem Englisch, das seinen Namen verdient, gemeint sein werden! Wird das unser Gesamtsprachenkonzept der Zukunft sein? Das wird ein prächtiges weiteres Eigentor unseres Bildungssystems werden!

Drittens die Unterrichtszeit: Infolge des Frühbeginns werden sieben Jahre lang wohl mindestens zwei Wochenstunden, also rund 550 Stunden, durch das Englische besetzt sein. Oder will man dieses etwa, wenn das Französische beginnt, wieder verschütten? Zusätzlich ist eine erhebliche Verzögerung in den Fächern, die durch das vorgesehene «CLIL» (Content and Language Integrated Learning) dem Englischen zudienen sollen, in Rechnung zu stellen. Das ist sehr viel Zeit, die anderswo fehlen wird.

Viertens die Methode: Ohne permanenten Vergleich mit bereits besser beherrschten Sprachen, ohne Erklärung und Regeln taugt Fremdsprachenunterricht nichts. Die heute so verbreitete «Naturmethode», auch im neuen CLIL-Gewand, eignet sich nicht für einen Sprachkontakt von vielleicht vier Stunden pro Woche.



Gewiss werden auch in mangelhaftem Frühenglischunterricht einzelne Kinder erfreuliche Resultate erbringen, wohl vor allem wegen privater Förderung etwa durch Lernsoftware oder Ferien im Sprachgebiet mit einheimischen Kindern. Insgesamt aber werden die ersten drei bis vier Jahre verlorene Zeit sein. Zwei Jahre Englischunterricht, der bereits auf einer guten Erstsprachenkenntnis aufbauen kann, bringt meines Erachtens mehr.

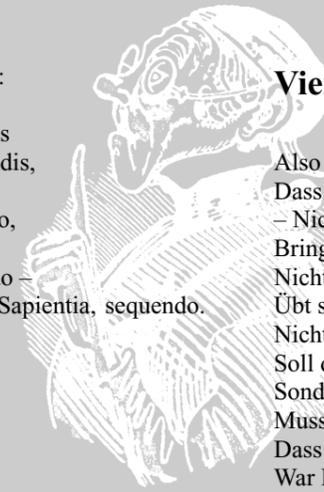
Fazit? Frühenglisch – «vielleicht schon, aber nur wenn» erstens ein exzellenter Hochdeutsch-Unterricht vorangeht. Wenn es zweitens durch perfekt Englisch sprechende Lehrkräfte mit guter sprachvergleichender Ausbildung erteilt wird. Und wenn drittens die Ostschweiz den Affront durch dreifache Anstrengungen zur Förderung des kulturellen und sprachlichen Verständnisses im Französischen wettmacht.

Ja, und dann ist da noch mein ceterum censeo, aufzufassen als eindringliche Ermunterung an die künftigen Primarlehrkräfte und ihre Ausbilder: Lernt so früh wie möglich Latein! Dann habt nicht nur ihr garantiert den Durchblick, sondern werdet ihn auch an eure Schüler weitergeben können.

NZZ am Sonntag, 6. April 2003

Dolus quartus

Est discendum omnibus:
Sic ait lex antiquitus.
Sed non solum elementis
Nos rem facimus discendis,
Neque unice legendo
Bene cedimus, scribendo,
Neque ratiocinando,
Numerando, computando –
Et consilia admittendo Sapientia, sequendo.
Quae curabat Lempulus
Doctor litterarius.



Vierter Streich

Also lautet ein Beschluss:
Dass der Mensch was lernen muss. –
– Nicht allein das A-B-C
Bringt den Menschen in die Höh;
Nicht allein im Schreiben, Lesen
Übt sich ein vernünftig Wesen;
Nicht allein in Rechnungssachen
Soll der Mensch sich Mühe machen;
Sondern auch der Weisheit Lehren
Muss man mit Vergnügen hören. –
Dass dies mit Verstand geschah,
War Herr Lehrer Lämpel da. –

Quelle: Aus Reclams Universal Bibliothek-Bändchen 8843, zweisprachig
Wilhelm Busch, Max und Moritz auf lateinisch (übersetzt von Franz Schlosser)

Schulisches Latein

(ms) Das Haus des schulischen Lateins ruht traditionell auf drei Begründungssäulen: Da ist zum einen die humanistische Bildungs-idee, die auf die Herkunfts- und Kultureinheit Europas und die diesbezügliche Bedeutung der Antike zielt. Betont wird sodann die Schlüsselbedeutung des Lateins für die Aneignung anderer Fachgebiete, für die Entwicklung auch des mathematischen und logischen Denkens. Schliesslich, so heisst es, erleichtern Lateinkenntnisse das Erlernen moderner romanischer Sprachen.

Aus Info VDS 6. Februar 2003

Auch Cäsar surft im TTT

Das druckfrische «Pons Wörterbuch des neuen Lateins» des Ernst Klett Verlags ist auf der Höhe der Zeit: Rund 15'000 Stichwörter enthält es, auf die Julius Cäsar mit blanker Verwirrung reagiert hätte. Zu seiner Zeit arbeitete kein Mensch als «orbium phonographicorum exhibitor» (Diskjockey). Auch die «iazensis musica» (der Jazz) war unbekannt und kein Thema für Cicero, Ovid oder Vergil. Natürlich finden sich im Lateinwörterbuch zuhauf Begriffe aus der Computerwelt: Das «album televisificum» nennen wir Bildschirm, «discus durus» Festplatte, und wenn der Computer («instrumentum computatorium») abstürzt, würde ein Lateiner einen «collapsus» beklagen.

Wer das Wörterbuch für einen «error temporis» (einen Anachronismus) hält, täuscht sich. Viele Programmierer mögen die lateinische Sprache. Ihr klarer, logischer Aufbau habe viel gemein mit einer Programmiersprache, sagen sie. Den Altphilologen ihrerseits ist es ein Anliegen, die Lebendigkeit des Lateins zu beweisen.

Nein, keine Sorge, die Umstellung des Computer-Bunds auf die Sprache der alten Römer steht nicht unmittelbar bevor – selbst wenn viele Technikmuffel und computeruninteressierte Zeitgenossen der Ansicht sind, Deutsch oder Latein mache bei diesem Thema keinen allzu grossen Unterschied. Das ist Unsinn; denn gross wäre der Segen der Latein-Wiedergeburt: Sie wäre ein probates Mittel, radikal mit den allgegenwärtigen Anglizismen aufzuräumen. Schluss mit den nichtssagenden Wortkreationen, die einem PR-Agenturen täglich um die Ohren hauen! Müssten diese Leute ihre Medienmitteilungen in Latein abfassen, fielen ihnen Schaumschlägerei unendlich schwerer. Ja, die zweitausend Jahre alte Sprache würde die schnellelebige Informatikbranche mit einem Hauch von Ewigkeit adeln.

Matthias Schüssler im Tages-Anzeiger
vom 29. Oktober 2001

Latein heute (1)

(asl) Wenn heutzutage Anglizismen unsere Sprache überschwemmen, wollen wir doch nicht vergessen, dass andere fremde Elemente längst in unserem Wortschatz ihren Platz gefunden haben. Deren Vorhandensein beklagen wir keineswegs; vielmehr gilt es als Zeichen einer gewissen Bildung, wenn wir diese Ausdrücke, zumal solche aus dem Latein, zu verwenden wissen (vorausgesetzt, wir tun es richtig...). Gehen wir also gleich in medias res und erwähnen als Beispiel solch bildungssprachlicher Elemente am Anfang – nicht zufällig!

AB OVO Der Ausdruck ist natürlich auch für Nichtlateiner leicht verständlich. «Ab» verbinden wir ja unwillkürlich mit dem entsprechenden deutschen Wort, wie wir es etwa in «ab 20 Uhr» verwenden und das also soviel heisst wie «von – an». «Ovo» seinerseits erkennen wir doch zumindest in der «Ovo-maltine» wieder (einem ähnlichen Produkt wie das «Eimalzin»). So gelangen wir ohne weiteres zur Übersetzung «vom Ei an», im Sinne von «von Anfang an».



Der römische Dichter Horaz (65–8 v.Chr.), aus dessen Lehrgedicht «ars poetica» (Dichtkunst) das Wort übernommen worden ist, hatte allerdings einen ganz besonderen Bezug im Auge: Er lobt Homer dafür, dass er im Epos «Ilias» den Hörer mitten hinein in den Trojanischen Krieg führt und die Geschichte nicht schon von dem Zeitpunkt an zu erzählen beginnt, da die schöne Helena, um deretwillen der Krieg geführt wurde, aus dem Ei schlüpfte. (Der Sage nach hatte sich Zeus in Schwanengestalt mit Leda verbunden, welche darauf folgerichtig zwei Eier legte; die Zwillinge Kastor und Polydeukes – lateinisch Pollux – waren auch dabei!)

Diese Horazstelle bietet uns im gleichen Zusammenhang noch eine zweite, weit bekanntere Redewendung, das eingangs schon gebrauchte **IN MEDIAS RES** «mitten in die Dinge hinein», d.h. unmittelbar, unverzüglich zur Sache kommen. Im Zusammenhang lauten die erwähnten Horazverse (in der Prosaübersetzung von Wilhelm Schöne): «Nicht beginnt er ... den Krieg um Troja beim Zwillingsei: Immer strebt er rasch zum Endziel und führt den Hörer mitten hinein in die Geschichte nicht anders, als kenne jeder den Hergang.»

Die SBB CFF FFS und die Mehrsprachigkeit

(skd) Die Beiträge auf der rechten Seite stehen in keinem direkten Zusammenhang zur Korrespondenz «Bahnhof Bern».

Der Bahnhof Bern als RailCity



SBB CFF FFS

LÄRMMEINUNG (LÄRMANSICHT)

Betreff: Verschluss schienengleicher Bahnübergang
Die Verkehrsdichte verwickelt die nächtliche Erfüllung dieser Arbeiten, die mit Hilfe von lärmenden Maschinen unternommen sein werden und werden einige Umweltbeeinträchtigungen zwischen 01. 30 und 03. 00 des Morgens verursachen.

Unter Ligerz und Twann die Nächte vom 24. bis 25. Oktober 2002

Auf Grund dieser Arbeiten wird der schienengleiche Bahnübergang, der auf dem kommunalen Weg in Km CFF 94961 gelegt ist (Seite Bienne) folgendermaßen geschlossen sein:

Die Nacht von 24. bis zu 25.10.2002 zwischen 22 Uhr und 06. 00 Uhr, den endgültigen Straßenschnittstellen werden am Freitag, dem 25. Oktober kommen

Uhr! Dieses Vorübergehen(Durchgang) wird am Morgen heraufgestiegen sein!

Wir werden uns bemühen, die von dieser Baustelle verursachten Umweltbeeinträchtigungen höchstens zu reduzieren.

I-UE-GUP-F-LS / Agentur von Neuchâtel / D.Locher / tel : 0512/ 26.43.11

SBB CFF FFS

AVIS DE BRUIT

Concerne : Fermeture passage à niveau

La densité du trafic implique l'exécution nocturne de ces travaux qui seront entrepris à l'aide de machines bruyantes et provoquerons quelques nuisances entre 01h30 et 03h00 du matin.

Entre Ligerz et Twann les nuits du 24 au 25 octobre 2002

En raison de ces travaux le passage à niveau situé sur la route communale au km CFF 94961(côté Bienne) sera fermé comme suit :

La nuit du 24 au 25.10.2002 entre 22 heures et 06h00 heures, les raccords routiers définitifs se feront le vendredi 25 octobre

! Ce passage sera remonté le matin !

Nous nous efforcerons de réduire au maximum les nuisances provoquées par ce chantier.

I-UE-GUP-F-LS / agence de Neuchâtel / D.Locher / tel : 0512/ 26.43.11

SBB CFF FFS

Kommunikation SBB CH 3000 Bern 65
Sprachkreis Deutsch
CH-3000 Bern

Bahnhof Bern als RailCity

Sehr geehrter Herr Zbinden

Besten Dank für Ihren Brief, den Sie am 8. Mai 2003 an Benedikt Weibel gerichtet haben. Herr Weibel hat Ihren Brief und Ihre Unterlagen mit Interesse gelesen. Als Leiter Kommunikation verstehe ich Ihre Sorge um den Erhalt der Deutschen Sprache sehr gut. Wir haben wirklich intensiv diskutiert, welche Wortschöpfung die Funktion eines Grossbahnhofs am besten treffen könnte.

Lassen Sie mich kurz erklären, was uns zur Bezeichnung RailCity bewogen hat, die den langen Überlegungen entstanden ist. Der Wortstamm „Rail“ hat sich heute breiter und ist verständlich als Synonym für Bahn. Ebenso dürfte das Wort „City“ allgemein bekannt sein. Ich bin der Meinung, dass wir mit der einfachen Wortkombination eines modernen Grossbahnhofs auf den Punkt treffen. Mit der Marke RailCity zeigen wir auf, dass es in diesem Bahnhof eben mehr gibt als nur Züge und Züge, sondern eine internationale Marke für die sieben grössten Bahnhöfe in der Schweiz.

Aus der Antwort der SBB

(...) Herr Weibel hat Ihren Brief und Ihre Unterlagen mit Interesse gelesen. Als Leiter Kommunikation verstehe ich Ihre Sorge um den Erhalt der Deutschen Sprache sehr gut. Wir haben wirklich intensiv diskutiert, welche Wortschöpfung die Funktion eines Grossbahnhofs am besten treffen könnte.

(...) Mit der Marke RailCity zeigen wir auf, dass es in diesem Bahnhof eben mehr gibt als nur Züge, die ein- und ausfahren. RailCity als nationale Marke für die sieben grössten Bahnhöfe in der Schweiz widerspiegelt die Stadt (als Einkaufsort) mit Bahnanschluss.

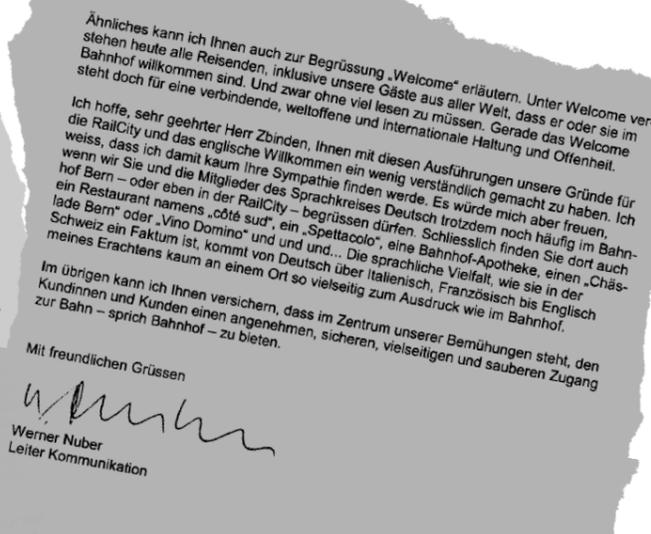
Ich bin mir aber durchaus bewusst, dass die englische Ausdrucksweise heute nicht nur auf Sympathie stösst. Es ist jedoch eine Tatsache, dass die englische Sprache bei uns – und das beginnt ja bereits in der Schule – immer mehr von der breiten Bevölkerung verstanden und angewendet wird. Deshalb erscheint mir RailCity als kurz, prägnant und treffend, was für eine Marke sehr wichtig ist. Zudem bietet sie den Vorteil, dass wir sie in allen Landesteilen einheitlich einsetzen können, ohne sie aufwendig zu übersetzen.

(...) Ähnliches kann ich Ihnen auch zur Begrüssung «Welcome» erläutern. Unter Welcome verstehen heute alle Reisenden, inklusive unsere Gäste aus aller Welt, dass er oder sie im Bahnhof willkommen sind. Und zwar ohne viel lesen zu müssen. Gerade das Welcome steht doch für eine verbindende, weltoffene und internationale Haltung und Offenheit.

(...) Es würde mich aber freuen, wenn wir Sie und die Mitglieder des Sprachkreises Deutsch trotzdem noch häufig im Bahnhof Bern – oder eben in der RailCity – begrüßen dürfen. Schliesslich finden Sie dort auch ein Restaurant namens «côté sud», ein «Spettacolo», eine Bahnhof-Apotheke, einen «Chäs-lade Bern» oder «Vino Domino» und und und... Die sprachliche Vielfalt, wie sie in der Schweiz ein Faktum ist, kommt von Deutsch über Italienisch, Französisch bis Englisch meines Erachtens kaum an einem Ort so vielseitig zum Ausdruck wie im Bahnhof.

Nachträglicher Kommentar SKD

(skd) Wir schätzen die Freundlichkeit des Antwortschreibens. Letztlich ist es aber ein Eingeständnis dessen, dass nur noch Eng-



lich, als übergeordnete, ja verbindende Sprache, in Frage kommt und, schlimmer, ein Eingeständnis dessen, dass wir in der Schweiz zusehends auf die Kreativität unserer Landessprachen verzichten – sie damit regelrecht schwächen.

Aus der Sicht des Sprachkreises Deutsch ist es deshalb mehr als bedenklich, dass weder der Sprachwissenschaft noch den Dialekten Verbundene endlich einsehen (wollen? können?), dass die Schweizer in ihrer Anglomanie am Ast sägen, auf dem sie sitzen... – Der Sprachkreis Deutsch und das Netzwerk Deutsche Sprache wissen auf Fragen zu antworten und Lösungen anzubieten. Wollen Sie uns dabei helfen? Wenden Sie sich an

info@sprachkreis-deutsch.ch
Sprachkreis Deutsch, 3000 Bern

«Haben Sie Fahrkarten?»
«Die heißen jetzt Tickets».
«Und wo bekomme ich die?»
«Am Fahrkartenschalter».

(h.h.) So geschehen bei der DB

SBB-Weisungen im Jahr 2020

Wir erinnern unser Personal daran, dass das Swiss Bankers Transportation Board (SBB) eine Power Refinancing Unit der Swiss State Holding (ehemals «Eidgenossenschaft») ist. Der Güter- und Personentransport generiert nur noch 10 Prozent des Umsatzes und soll im Rahmen der künftigen Wirtschaftlichkeitssteigerung weiter abgebaut werden. Seit diesem Jahr werden gemäss Beschluss des Swiss State Board («Bundesrat») nur noch Personen mit einem Jahreseinkommen von mindestens 200'000 oder einem Vermögen von mindestens einer Million Euro befördert. Die Zahl der Passagiere konnte dadurch auf wenige Hundert reduziert werden, was mit Blick auf die unverändert hohen Staatssubventionen eine sehr befriedigende Rendite und den weltweit einmaligen Reisekomfort in den 50 Swiss Luxury Coaches der SBB ermöglicht.

Für das Front-Desk-Personal auf unseren drei bedienten Bahnhöfen Zürich, Basel und Genf gilt insbesondere: 1. Wer sich dem Desk auf fünf Meter oder weniger nähert, bezahlt automatisch eine Ansprechgebühr von 100 Euro. Sie wird direkt abgebucht. Bitte kontrollieren, ob der Gesichtserkennungs-Computer auf «ready» ist und mit dem Zentralrechner der Tax Power Unit («Steuerverwaltung») verbunden ist. 2. Auf eine Anrede, Begrüssung, Verabschiedung oder gar ein Gespräch ist mit Blick auf die beschlossene weitere Rentabilitätssteigerung absolut zu verzichten. 3. Wer Fahrkarten für weniger als 100 Euro bestellen oder die abgeschaffte 2. Klasse buchen will, wird automatisch maschinell weggewiesen. Der gepolsterte Hydraulikarm vor dem Desk kann Uneinsichtige rasch und effizient beiseiteschieben.

A PROPOS
Der Bund, 7. August 2002, gekürzt SKD

Gespräch mit Martin Sassenroth

«Das Verhältnis Dialekt-Hochsprache muss entkrampft werden»

Dr. phil. Martin Sassenroth hat in Deutschland Psychologie und Pädagogik studiert. An der Universität Freiburg (Schweiz) hat er sich zum aktiven Sprachtherapeuten ausbilden lassen und in der Abteilung für Logopädie als Assistent gearbeitet. Während zehn Jahren hat er anschliessend die Abteilung Logopädie an der Universität Freiburg geleitet. Heute arbeitet er bei der Firma Kohler&Partner in Bern, wo er als Coach und Kommunikationsexperte im Bereich Personal- und Teambildung tätig ist. Martin Sassenroth stammt aus Deutschland und wohnt heute mit seiner Frau in Murten.

Herr Sassenroth, während der Zeit als Abteilungsleiter der Logopädie an der Universität Freiburg haben Sie sich mit dem Verhältnis zwischen der hochdeutschen Sprache und den schweizerdeutschen Dialekten befasst, ist das richtig?

Ja, unweigerlich. Denn abgesehen davon, dass ich als Deutscher in der Schweiz persönlich von diesem Thema betroffen bin, besteht natürlich ein grosses Spannungsfeld zwischen dem Dialekt und der Hochsprache. Die Schweizer Kinder sprechen zuerst den Dialekt, danach müssen sie diese Kenntnisse in die Hochsprache übertragen und anschliessend in die Schriftsprache – es müssen also drei Stufen bewältigt werden.

Finden Sie, dass sich die Schweizer und Schweizerinnen besonders schwer tun mit der deutschen Sprache?

Das kommt ganz auf die Perspektive an. Hier möchte ich nochmals betonen, dass ich ja selbst Ausländer bin und es immer schwierig ist, herauszufinden, was in den Leuten vorgeht. Meine Beobachtung ist folgende: Die Schweizer und Schweizerinnen haben die Tendenz von sich selber zu behaupten, dass sie Mühe haben mit der Hochsprache. Für mich ist die deutsche Sprache die Muttersprache, für die Schweizer jedoch ist die Erstsprache der Dialekt. Der Stellenwert des Dialektes ist folglich auch ein ganz anderer

als jener der Hochsprache. In der Schweiz wird vom Bundespräsidenten bis zum Mann auf der Strasse einfach Dialekt gesprochen, das ist die Standardsprache.

Wenn man die Beziehung der Schweizer zum Hochdeutsch anschaut, stellt man fest, dass Hochdeutsch einerseits die erste Fremdsprache ist, andererseits halt trotzdem der Anspruch besteht, diese Sprache perfekt zu beherrschen. Das gilt sowohl für die Schriftsprache als auch für die gesprochene Sprache. In der subjektiven Wahrnehmung der Schweizer ist es so, dass sie ihr eigenes Deutsch als ineffizient erleben.

Ein Grund dafür mag sein, dass sie langsamer sprechen als die Deutschen. Dafür gibt es jedoch eine Erklärung: Es gibt verschiedene linguistische Ebenen, die sich im Dialekt nicht gleich verhalten wie in der Hochsprache. Eine erste Ebene ist die semantisch-lexikalische Ebene, der Wortschatz, wo im Dialekt andere Wörter benützt werden als im Hochdeutsch. Der Schweizer muss also immer einen Moment reflektieren – wie heisst es denn im Hochdeutsch? Auch auf der zweiten Ebene, der Grammatik, müssen die Schweizer immer umdenken. Zum Beispiel bei Hilfsverb-Vollverb-Konstruktion, die im Dialekt genau umgekehrt ist im Vergleich zur Hochsprache. Diese Unterschiede erfordern einen ständigen Kontrollprozess im Hirn.

Welchen Stellenwert hat die hochdeutsche Sprache für die Schweizer?

Objektiv gesehen hat die Hochsprache einen hohen Stellenwert, da es die Amtssprache und die offizielle Schriftsprache in der deutschen Schweiz ist.

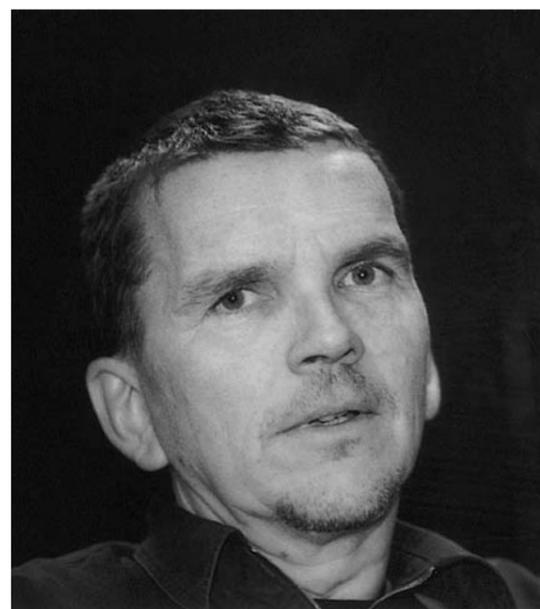
Subjektiv gesehen ist es allgemein so, dass eher ungern Hochdeutsch gesprochen wird. Das hat unterschiedliche Gründe: zum Teil Mentalitätsgründe, weil ein Mentalitätsunterschied besteht, und zum Teil geschichtliche Gründe, weil vor allem die ältere Generation die deutsche Sprache noch immer stark mit dem Dritten Reich in Verbindung bringt.

Inwiefern hat sich der Bezug der Schweizer zur hochdeutschen Sprache in den letzten Jahren verändert?

Obwohl es keine objektiven Zahlen aus statistischen Erhebungen dazu gibt, lässt sich eine gewisse Verschiebung feststellen, weil mit zunehmender Globalisierung eine steigende Anzahl fremdsprachiger Kinder und Erwachsener in der Gesellschaft integriert sind, so dass vermehrt auch Hochdeutsch gesprochen wird. Bei diesem Phänomen lassen sich grosse Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung festhalten. Während für Leute aus städtischen Gebieten die Verwendung der Hochsprache normaler geworden ist, kann man auf dem Land eine gewisse Tendenz zur Bewahrung und Reinhaltung des Dialektes feststellen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Stellenwert des Dialektes immer noch sehr hoch und das Verhältnis zur Hochsprache gespannt ist, aber tendenziell – zumindest was die Stadtbevölkerung angeht – wird dieses Verhältnis zunehmend «normal».

Werden Kinder und Jugendliche in der Schweiz häufig genug mit der hochdeutschen Sprache konfrontiert und haben sie genügend Möglichkeiten, diese Sprache zu praktizieren? Leider nein. Während meinen 15 Jahren als Ausbildungsleiter konnte ich immer wieder beobachten, dass gerade in der Primarschule sehr oft Dialekt gesprochen wird, mit der Be-



gründung, dass die Kinder die Lehrer sonst nicht verstünden und sich nicht wohl fühlen würden.

Das ist ein grosses Problem: Wie jede andere Sprache auch lernt man das Hochdeutsche durch die Anwendung. Wenn die Kinder die Sprache nicht hören und sprechen können, entstehen Defizite.

In der Schule besteht zudem ein verkrampftes Verhältnis zur hochdeutschen Sprache. Nehmen wir als Beispiel ein Kind im Vorschulalter. Wenn es ein anderes Kind trifft und realisiert, dass dieses keinen Dialekt versteht, wird es sofort versuchen, sich auf Hochdeutsch zu verständigen. Wenn wir das gleiche Kind zwei, drei Jahre später in der Schule wieder beobachten, stellen wir fest, dass es alles daran setzt, um im Dialekt bleiben zu dürfen und nicht in die Hochsprache wechseln zu müssen. Was ist passiert? Das Kind hat Hemmungen, weil es irgendwo gelernt hat: «Hochdeutsch, Achtung!» Es hat kapiert, dass es zwei verschiedene Sprachen gibt: Zum einen die «Wohlfühlsprache», der Dialekt, und zum anderen die «ernste» Sprache, das Hochdeutsch. Das Kind weiss: In

Gespräch mit Rudolf Wachter

«Schweizer tun sich nicht schwer mit dem Hochdeutsch»

Dr. phil. Rudolf Wachter lehrt historisch-vergleichende Sprachwissenschaft an den Universitäten Basel und Freiburg (Schweiz). Seine Forschungsgebiete sind griechische und lateinische Sprachwissenschaft, indogermanische Sprachwissenschaft, griechische und lateinische Epigraphik und Schriftgeschichte. Zudem schreibt er regelmässig für die NZZ. Er wohnt in Langenthal mit seiner Frau und seiner neunjährigen Tochter.

Herr Wachter, wo kommt der schweizerdeutsche Dialekt her?

Rudolf Wachter: Einen schweizerdeutschen Dialekt gibt es nicht, wie Sie aus eigener Erfahrung wissen, sondern wir haben eine Vielzahl von Dialekten.

Die Genese einer Sprache und auch eines Dialektes dauert Jahrhunderte und hängt stark von der politischen und sozialen Geschichte einer Gesellschaft ab. Das Schweizerdeutsche hat sich im Mittelalter herausgebildet, hat sich aber seither stetig weiterentwickelt.

Dialekte entstehen dadurch, dass kleine Sprechergruppen wenig Kontakt und Austausch mit anderen Gruppen haben. Dadurch entsteht eine sogenannte «Divergenz», die Dialekte entwickeln sich unterschiedlich voneinander.

Der Schweizer Dialekt ist quasi eine Eigenentwicklung im Territorium der Schweiz, die Eigenständigkeit der Schweizer – Gemeinden, Talschaften, Kantone – widerspiegelt sich auch in ihrer Sprache. Das Schweizerdeutsche gehört zum alemannischen Deutsch,

zusammen mit einigen Dialekten in Süddeutschland und im Vorarlberg. Heute findet im deutschsprachigen Raum eine Annäherung der verschiedenen Varietäten aneinander statt, und, obwohl Deutschland eine sehr vielfältige Sprachengeschichte hat, sprechen doch alle nach wie vor «deutsch» miteinander.

Auch in der Schweiz vermischen sich die Dialekte mehr und mehr.

In welche Richtung entwickelt sich also der schweizerdeutsche Dialekt?

Es lässt sich keine bestimmte Richtung in der Entwicklung des Schweizerdeutschen feststellen. Schon nur durch die unterschiedliche Orientierung an den anderen Landessprachen in der Schweiz sind unterschiedliche Richtungen vorgegeben. Während sich die Westschweizer Dialekte mehr am Französisch orientieren, spielen in der Südostschweiz das Rätoromanische und das Italienische eine Rolle. Besonders stark ist aber der Einfluss der deutschen Schriftsprache. Und eine noch generellere Entwicklung lässt

sich ebenfalls feststellen: Auch der Schweizer Dialekt entwickelt sich in Richtung Englisch. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass es eine riesige Entwicklungsvielfalt gibt.

Sie sagen, dass eine Annäherung an die hochdeutsche Sprache feststellbar ist – besteht denn Ihrer Meinung nach Grund zur «Panik», dass die hochdeutsche Sprache in der Schweiz langsam aber sicher verlorengeht?

Nun, «Panikmache» ist sicherlich nicht begründet. Die Weiterentwicklung der hochdeutschen Sprache in der Schweiz hängt zum grössten Teil von der politischen Entwicklung ab, aber nicht nur bei uns. Zwar ist es wichtig, dass der politische Wille klar definiert und auch umgesetzt wird. Aber wie ich am Anfang bereits gesagt habe: Die Entwicklung der Sprache ist abhängig von der politischen Geschichte. Die mittelfristigen politischen Entwicklungen in Europa und weltweit werden also einen grossen Einfluss auf die weitere Entwicklung der hochdeutschen Sprache haben, auch bei uns.

Werden Kinder und Jugendliche in der Schweiz häufig genug mit der hochdeutschen Sprache konfrontiert? Oder haben sie Defizite?

Fest steht: Wer mit der hochdeutschen Sprache Mühe hat, hat ein Handicap. Grundsätzlich gilt deshalb: Je besser die Kinder die hochdeutsche Sprache lernen, desto leichter kommen sie durchs Leben. Ein Defizit ist immer vorhanden, auch früher schon. Das Ausmass dieses Defizits war schon immer eine Frage der Bildungsstufe, die eine Person erreicht hat – und das ist auch heute noch so.



Für mich steht fest, dass in der Schule zwingend Hochdeutsch gesprochen werden muss. Das hat nichts mit einem Angriff auf den schweizerdeutschen Dialekt zu tun, wie gewisse Kreise behaupten, im Gegenteil: Die Deutschschweiz schöpft doch ihre Eigenart gerade aus der Kombination von gesprochenem Schweizerdeutsch und geschriebenem Hochdeutsch im Alltag. Diese Rollenvertei-

der ernstesten Sprache werde ich permanent korrigiert und ich werde benotet. Logischerweise reden die Kinder dann nicht mehr gerne Hochdeutsch.

Wie könnte man dieses Phänomen abschwächen?

Das Hilfsmittel wäre, dass man die hochdeutsche Sprache emotional positiver belegt. Und zwar so, dass diese Koppelung, die ich vorher erklärt habe, aufgehoben wird. Man sollte unverkrampft an die hochdeutsche Sprache herangehen. Man könnte in der Schule Fächer wie Musik, Sport, Zeichnen auf Hochdeutsch unterrichten.

Das Problem sind hier aber die Lehrer. Die Schuld darf man nämlich nicht den Schülern geben, sondern muss sie den Lehrern zuschieben. Die Lehrer müssen über ihren Schatten springen und in einer Sprache, die ihnen nicht so lieb ist, unterrichten.

Der Schweizer hat die Eigenschaft, zu genau zu sein und zu perfektionistisch. Denn er will genau so Deutsch sprechen können wie ein Deutscher – ohne Schweizer Akzent. Dabei ist das doch Blödsinn. Der Bayer, der Sachse und der Norddeutsche haben ja auch eine Färbung in ihrem Deutsch, aber sie haben weniger Mühe damit, sie sind sogar stolz darauf. Ich glaube, da muss sich der Schweizer noch ändern.

Diese Mentalität wirkt sich auf die Kinder aus: Wenn sie permanent korrigiert werden, und man nur noch darauf achtet, wie sie etwas sagen und nicht was sie sagen, dann vergeht ihnen irgendwann die Lust am Hochdeutsch reden. Ich würde dafür plädieren, dass die Erwachsenen für die Kinder beim Erlernen der hochdeutschen Sprache genau so eine Geduld aufbringen wie beim Erwerb der Erstsprache. Das Verhältnis zur Hochsprache muss unverkrampfter werden.

Ist die Anwendung in der Schule die einzige Möglichkeit für die Kinder, Hochdeutsch unverkrampft kennenzulernen?

Nein, natürlich nicht. Was ich auch als sehr wertvoll empfinde, ist der Kontakt mit den

Leuten. Da mache ich eine erstaunliche Beobachtung. Deutschland ist absolut kein Reiseland für die Schweizer. Die beiden Nachbarländer haben einerseits sehr viel gemeinsam, und andererseits will die Bevölkerung von beiden Seiten möglichst wenig mit den anderen zu tun haben. Vorurteile und Klischees bestehen auf beiden Seiten.

Das Verhältnis zwischen der Romandie und Frankreich oder zwischen dem Tessin und Italien ist viel unverkrampfter als jenes zwischen der Deutschschweiz und Deutschland. Hier sollte eine «Entkrampfung» stattfinden.

Könnte diese Entkrampfung auch mit politischen Massnahmen unterstützt werden? Mit welchen?

Ich denke, da gibt es viele Möglichkeiten. Bildungspolitisch gesehen muss da wirklich Austausch an erster Stelle stehen. Partnerklassen, sich gegenseitig besuchen, Lager organisieren – so kann Kontakt hergestellt werden. Zudem muss den Schweizer Schülern auch mehr Information über Deutschland gegeben werden, so dass Vorbehalte gegenüber dem anderen Land abgebaut werden.

Welche Auswirkungen haben die Defizite in der Beherrschung der hochdeutschen Sprache für die Schweizer Kinder im Alltag und später im Berufsleben?

Sie sind ein absolutes Handicap. In unserer Gesellschaft ist die Kommunikation vermutlich das Wichtigste überhaupt.

Bildungspolitisch muss man sich im klaren sein, dass ein Schweizer Dialekt nur in einer sehr kleinen Region anwendbar ist. Deshalb ist es ganz wesentlich, die hochdeutsche Sprache zu pflegen – und natürlich das Französische und Englische genauso – und den Leuten auch Anwendungsmöglichkeiten zu bieten. Das fängt in der Schule an, oder sogar schon im Kindergarten. Wenn ich da eine gesunde Basis lege, habe ich später auch keine Mühe mehr. Möglichst viel Kontakt mit der hochdeutschen Sprache ist wichtig, und dazu reicht der Fernseher alleine nicht aus. Dort wird zwar viel auf Hochdeutsch gesprochen,

das ist jedoch nur passiver Spracherwerb, das reicht nicht. Die Kinder müssen die Sprache dann wirklich auch anwenden und sprechen üben, damit sie die Scheu davor verlieren. Das ist doch verrückt: Ein Deutschschweizer hat oft weniger Vorbehalte Französisch zu sprechen als Hochdeutsch.

Der richtige Ansatz auf Bildungsebene wäre also, früher mit dem Erlernen der hochdeutschen Sprache anzufangen?

Ja, früher und unverkrampfter. Die Koppelung muss aufgelöst werden, dass Hochdeutsch etwas Strenges, Ernstes ist, wo man keine Fehler machen darf. Hier müssen die Lehrer ihr Verhalten ändern, nicht die Kinder.



Stichwort multikulturelle Schweiz: Wie verändert sich für die Schweizer Kinder der Zugang und der Umgang mit der hochdeutschen Sprache durch den Einfluss der Immigrantenkinder in den Klassen?

Die Immigrantenkinder bedeuten einen Vorteil. Da wird die natürliche Anwendung der deutschen Sprache bei den Schweizer Kindern gefördert. Die fremdsprachigen Kinder reden in der Regel hochdeutsch, dann liegt es

nahe, dass mit diesen Kindern eine natürliche Kommunikation auf Hochdeutsch geführt wird. Multikulturalität ist eine absolute Bereicherung in der Schule, auch für die Pflege des Hochdeutschen. Sie muss daher unbedingt gepflegt werden.

Zusammenfassend gesagt: Wie soll es mit dem Spannungsfeld Dialekt-Hochsprache weitergehen?

Das Wichtigste ist, das Verhältnis Dialekt-Hochsprache zu entkrampfen, bei der gesamten Bevölkerung. Und dazu sollte man bei den Kindern anfangen. Ich glaube, 50 Jahre nach dem Krieg wird es dringend Zeit, dass man das Verhältnis zur hochdeutschen Spra-

che neu überdenkt. Nicht dass ich gegen das historische Bewusstsein bin, im Gegenteil, das ist notwendig.

Generell ist es wirklich so: das Verhältnis entkrampft sich durch Kontakt. Besonders in ländlichen Gebieten gibt es in diesem Bereich noch viel zu tun.

Interview Anna Quinche

lung zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch funktioniert recht gut, aber wir Schweizer müssen uns bewusst sein, dass das Hochdeutsch gelernt sein will. Es wird uns nicht einfach in die Wiege gelegt.

Das Problem «Hochdeutsch» muss aber genau betrachtet werden: Die heutigen Kinder, die mit Fernsehen und Video aufwachsen, haben nämlich oft eine bessere Kompetenz im Verstehen der gesprochenen hochdeutschen Sprache als ihre Eltern – einfach weil sie es häufig hören. Schon seltener ist eine hohe Kompetenz im fließenden Sprechen. Diese entsteht vor allem im Kontakt mit Deutschen, wenn die Kinder merken: «Aha, das kann ich ja auch gebrauchen.»

Noch einmal etwas anderes ist die schriftliche Sprachkompetenz. Hier liegt das eigentliche Problem, und übrigens nicht nur in der Schweiz: Auch in Deutschland wird geklagt, dass die Schriftsprache nicht mehr gut beherrscht wird.

Warum glauben Sie, tun sich die Schweizerinnen und Schweizer so schwer mit der hochdeutschen Sprache?

Ich glaube nicht, dass wir uns besonders schwer tun. Schweizer, die Hochdeutsch reden können, werden von den Deutschen sehr wohl akzeptiert, auch mit Akzent. Ich habe sogar schon erlebt, dass sie mir gerade wegen meines Schweizer Akzents besondere Sympathie entgegengebracht haben – weil sie ihn so hübsch exotisch finden und er sie an ihren Urlaub in der Schweiz erinnert.

Wenn jemand Hemmungen hat, Hochdeutsch zu sprechen, ist das wohl eher eine Frage der Kompetenz. Wer die Sprache selbst beherrscht, muss sich wegen eines Akzents be-

stimmt nicht schämen. Es ist aber sicher richtig, dass es viele Leute gibt, die sich ziemlich schwertun.

Welchen Stellenwert hat die hochdeutsche Sprache für die Schweizer?

Hochdeutsch ist jene Fremdsprache, die für uns am einfachsten zu lernen ist und uns am nächsten steht. Aber wohlgermerkt: «basic simple» Hochdeutsch (in Anlehnung an das «Basic Simple English», das überall propagiert wird) nützt uns nichts! Wir benötigen eine fundierte Basis der hochdeutschen Schriftsprache.

Wie beurteilen Sie die Art und Weise, wie die hochdeutsche Sprache in der Schweiz in den Schulen und in der Ausbildung behandelt wird?

Es gibt verschiedene Probleme mit der hochdeutschen Sprache in der Schule. Eines davon ist die späte Einschulung der Kinder in der Schweiz. Zum Zeitpunkt des Schuleintritts bringen diese ganz unterschiedliche Voraussetzungen mit. Manche können kein Schweizerdeutsch, dafür gutes Hochdeutsch, andere sprechen perfekt Dialekt, aber noch kein Hochdeutsch und wieder andere tun sich mit beidem schwer.

Dies ist das Hauptproblem, und man kann sich schon darüber ärgern, dass eine solche Diskrepanz zugelassen wird. Um das Problem zu beheben, müsste man vorher ansetzen: Die Kinder sollten zum Zeitpunkt der Einschulung den schweizerdeutschen Dialekt alle möglichst gut beherrschen. Eine Vereinheitlichung des Dialektniveaus sollte auf Kindergartenstufe oder noch vorher stattfinden und in der Schule müsste dann konsequent hochdeutsch gesprochen werden.

Sie sagen damit also, dass Schweizerdeutsch eine gute Basis für das Erlernen der hochdeutschen Sprache ist?

Ja natürlich, der Schweizer Dialekt ist eine gute und sinnvolle Basis für das Hochdeutsch.

Welche Auswirkungen hat eine Vernachlässigung der hochdeutschen Sprache in der Bildung für die Schweizer Kinder und Jugendlichen?

Das Ziel der Bildung muss sein, das Beste herauszuholen. Dazu gibt es zwei Stossrichtungen. Erstens: der Durchschnitt der Bildung soll möglichst hoch sein. Und zweitens: auch die Guten müssen optimal gefördert werden. Die beiden Stossrichtungen haben natürlich miteinander zu tun, denn wenn die Guten optimal gefördert werden, lässt dies den Bildungsdurchschnitt ansteigen. Wir sollten aber nicht nur das Maximum für die Besten anstreben, sondern das Optimum für alle.

Welche Nachteile erwachsen den Kindern und Jugendlichen daraus, wenn sie die hochdeutsche Sprache nicht optimal beherrschen?

Die Sprache ist unser Kommunikationsmittel par excellence. Wenn Sprachdefizite bestehen, können auch die Inhalte nicht vermittelt werden. Beispiel Mathematikunterricht: Wenn ein Schüler nicht versteht, was sein Lehrer über Mathematik erzählt, kann er die Inhalte der Mathe auch nicht begreifen. Das gilt für alle Schul- und Lebensbereiche. Fazit: Die Nachteile, die den Kindern daraus erwachsen, sind enorm.

Verändert sich die Sprachkompetenz der Schulkinder und der schulpflichtigen Jugend-

lichen durch den Einfluss der Immigrantenkinder in den Schulklassen?

Nun, das weiss ich nicht genau, ich weiss auch nicht, wie man das messen könnte.

Fest steht, dass die Entwicklung unserer sprachlichen Situation von der politischen Entwicklung abhängig ist, sprich also auch von der Ausländerpolitik.

Wenn sich nun gewisse Gruppierungen weigern, aus Protest gegen die Immigranten sozusagen, den Immigrantenkindern im Kindergarten und in der Schule beim Erwerb der deutschen Sprache Unterstützung zukommen zu lassen, entstehen natürlich Defizite, die sich auch auf das Niveau in der Klasse auswirken können. Dies ist mit Sicherheit die falsche Politik. Heute besteht anfangs Primarschule ein Chaos. Die Kinder, die aus sprachlichen Gründen Mühe haben, fallen in der Folge immer weiter zurück und behindern – weitgehend unverschuldet – den ganzen Unterrichtsbetrieb und besonders auch die Kinder, die sprachlich leicht mitkommen, und zwar in allen Fächern!

Immigrantenkinder sind für eine Schulklasse sicher nicht a priori etwas Schlechtes. Jedes Kind ist zudem ein Einzelfall. So gibt es auch unter den Immigrantenkindern sprachlich höchst talentierte, gerade weil sie vielsprachig aufwachsen und mit Sprache und Sprachanwendung in intensiven Kontakt kommen, und es gibt Schweizer Kinder, die eher lernschwach sind.

Interview Anna Quinche

«Hochdeutsch ist keine Fremdsprache»

Egal ob Mittelschule, Berufsschule oder Sekundarstufe – die Schüler und Schülerinnen reden nicht gerne Hochdeutsch. Für sie ist diese Sprache eng mit dem Unterricht in der Schule verbunden und sie nehmen sie nur in den Mund, wenn es wirklich nicht anders geht. Trotzdem glauben sie alle, dass sie die deutsche Hochsprache gut beherrschen – vor allem mündlich, weil Hochdeutsch für sie schliesslich keine Fremdsprache sei. Schüler der neunten Klasse des Oberstufenzentrums Orpund finden sogar, Hochdeutsch könne man einfach so, und gerade deshalb sei es nicht notwendig, dass in jedem Fach in der Schule Hochdeutsch gesprochen werde. Offenbar nimmt die Lehrerschaft diesen Wunsch zu Herzen: Nicht selten wird im Unterricht Mundart geredet, und zwar fast überall. Und obwohl dies den Jugendlichen gerade recht kommt, finden einige von ihnen, dass der hochdeutsche Unterricht sehr wohl gerechtfertigt und notwendig sei – gerade im Gymnasium und in der Berufsschule.



Die Schülerbefragung führte Anna Quinche durch.



Marco Frauenknecht, Safnern, 16 Jahre, OSZ Orpund

Ich finde Hochdeutsch eine blöde Sprache. Schon der Ton, den sie hat, regt mich auf. Schweizerdeutsch, oder in meinem Fall eben Berndeutsch, ist eine gute Sprache für mich. Ich finde, wir Schweizer sollten Hochdeutsch nicht auch noch in der Schule haben, der Dialekt reicht doch völlig aus. Der Deutschunterricht sollte schon beibehalten werden, aber wir könnten ja auch dort Schweizerdeutsch reden.

Aurélie Scheidegger, Safnern, 16 Jahre, OSZ Orpund

Ich höre Hochdeutsch nicht sehr gerne – ich finde die Sprache klingt arrogant. Der Tonfall der Sprache gefällt mir nicht. Trotzdem finde ich es gut, dass wir im Deutschunterricht Hochdeutsch reden. Aber ständig möchte ich nicht Hochdeutsch sprechen müssen in der Schule, ein Fach auf Deutsch reicht völlig aus.



Andrea Spahni, Safnern, 16 Jahre, OSZ Orpund

Ich finde es gut, dass in der Schule Hochdeutsch geredet wird. Und dass wir Deutschunterricht haben, finde ich natürlich auch in Ordnung. Nebst den Deutschstunden reden wir im Unterricht nicht oft Hochdeutsch. Ausserhalb der Schule spreche ich nicht gerne Hochdeutsch, vor allem auch, weil ich die deutsche Sprache nicht schön finde. Ich verbinde die Sprache stark mit dem deutschen Volk, das mir nicht sehr sympathisch ist. Vermehrt Hochdeutsch sprechen in der Schule finde ich unnötig, denn Hochdeutsch kann man einfach.

Katharina Kaenel, Safnern, 16 Jahre, OSZ Orpund

Ich habe mit der deutschen Sprache überhaupt kein Problem und ich verbinde die Sprache auch nicht mit dem deutschen Volk. Ich finde unseren Dialekt weniger schön als das Hochdeutsch. Der Dialekt enthält oft grobe Ausdrücke, die nicht schön tönen, das ist im Hochdeutsch weniger der Fall. Hochdeutsch ist zudem förmlicher und es ist nützlich, wenn man nach Deutschland geht. Es stört mich nicht, dass wir es in der Schule ab und zu reden und ich finde es in diesem Mass auf keinen Fall übertrieben.



Michaela Udry, Diessbach, 18 Jahre, Lehre als Pharmaassistentin, Kaufmännische Berufsschule Biel

Hochdeutsch ist für mich eine gehobene Sprache als der Schweizer Dialekt. Ich spreche nicht sehr gerne Hochdeutsch, aber ich finde es besser, dass wir in der Schule Hochdeutsch sprechen müssen. Ich finde es nicht schwierig, mich auf deutsch auszudrücken, ich habe diese Sprache ja in der Schule gelernt. Manchmal spreche neben der Schule auch in der Apotheke mit gewissen Kunden Hochdeutsch. Meine Lehrer an der Berufsschule sprechen meistens Dialekt im Unterricht. Für mich ist dies kein Problem, da ich den Dialekt gut verstehe, aber für jene Mitschüler, die keinen Dialekt verstehen, wäre es natürlich besser, die Lehrer würden sich an die Hochsprache halten. Auf meine Deutschkenntnisse hat es aber keinen Einfluss, welche Sprache die Lehrer sprechen, ich habe ja seit der 1. Klasse Deutsch gelernt und beherrsche es jetzt gut.

Julien Frutig, Schüpfen, 18 Jahre, Lehre in der Steuerverwaltung, Kaufmännische Berufsschule Biel

Beim Stichwort Hochdeutsch denke ich zugleich an den Deutschunterricht in der Schule. Da ich in diesem Fach nicht sehr gut bin, ist mein erster Gedanke also eher negativ. Das beziehe ich vor allem auf die Grammatik, mit dem Sprechen habe ich keine Mühe. Das ist für mich ungefähr wie Schweizerdeutsch. Wenn ich Hochdeutsch reden muss, dann mache ich das, wenn ich aber nicht muss, dann lasse ich es lieber. Mit einem Kollegen von mir spreche ich immer Hochdeutsch, da dies seine Muttersprache ist. Ansonsten rede ich Deutsch nur in der Schule. Meine Lehrer sprechen im Unterricht hauptsächlich Schweizerdeutsch – ausser im Fach Deutsch. Die Unterrichtssprache spielt für mich keine Rolle, ich mache da keinen Unterschied. Ich denke, das hat keinen Einfluss auf meine Deutschkompetenz.

Sabrina Leemann, Jens, 18 Jahre, Lehre als Pharmaassistentin, Kaufmännische Berufsschule Biel

Beim Stichwort Hochdeutsch kommt mir die Schule und das Fernsehen in den Sinn – und natürlich Deutschland. Ich spreche nicht gerne Hochdeutsch, mir gefällt die Sprache nicht. Trotzdem fällt es mir leicht, Hochdeutsch zu sprechen und zu lesen. In der Freizeit spreche ich kaum Hochdeutsch, höchstens wenn ich ins Ausland gehe. Meine Leh-

rer in der Berufsschule sprechen mehr Schweizerdeutsch im Unterricht als Hochdeutsch. Nur im Deutsch halten sie sich an die Hochsprache. Ich finde es vor allem in den komplizierteren Fächern besser, wenn die Lehrer Schweizerdeutsch sprechen – einfach weil mir der Dialekt geläufiger ist und ich ihn besser verstehe. Aber in den anderen Fächern ist es mir egal, wie die Lehrer sprechen. Ich habe die hochdeutsche Sprache trotzdem im Ohr, auch wenn ich sie nicht immer in der Schule höre. Ich schaue ja Fernsehen auf Deutsch.

Dominik Balimann, Ipsach, 17 Jahre, Ausbildung auf der Bank, Kaufmännische Berufsschule Biel

Hochdeutsch reden wir in der Schule, wir schreiben Hochdeutsch – das kommt mir als erstes in den Sinn, wenn ich das Stichwort Hochdeutsch höre. Ich spreche nicht gerne Hochdeutsch, weil halt Schweizerdeutsch meine Muttersprache ist. Es fällt mir zwar nicht schwer Hochdeutsch zu sprechen, aber es gefällt mir nicht. Aber wenn es sein muss, dann habe ich kein Problem, Hochdeutsch zu sprechen. Meine Lehrer reden im Unterricht beides: Schweizerdeutsch und Hochdeutsch. Meistens beginnen sie Hochdeutsch und am Ende reden sie dann Schweizerdeutsch. Und wenn sie etwas genauer erklären müssen, wechseln sie auch in den Dialekt. Ich finde es in Ordnung, wenn die Lehrer im Unterricht Schweizerdeutsch sprechen, das vermittelt eine lockere Atmosphäre. Obwohl mein Hochdeutsch nicht so tönt wie das eines Deutschen, denke ich, ich habe keine Probleme mit dieser Sprache.

Nicole Gehri, Biel, 20 Jahre, Lehre als Malerin, Gewerbeschule Biel

Die hochdeutsche Sprache gefällt mir gar nicht, ich finde, sie tönt absolut schrecklich. Trotzdem lernt man Hochdeutsch einfach – automatisch. Im Unterricht in der Gewerbeschule sollten wir Hochdeutsch reden – tun es aber nicht immer. Ich spreche nicht gerne Deutsch, weil ich finde, dass es blöd tönt. Wenn ich Hochdeutsch sprechen muss, fällt mir das leicht – man hört es ja oft am Fernsehen, das macht das Ganze einfach. Ich rede nur in der Schule Hochdeutsch, sonst nie. Im Unterricht sprechen die Lehrer beides: in den Fächern der Allgemeinbildung reden sie Hochdeutsch, in jenen der Berufskunde Schweizerdeutsch. Mir ist die Unterrichtssprache egal, es spielt keine Rolle, ob die Lehrer Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch sprechen. Ich denke, meine Deutschkenntnisse reichen aus – ich verstehe ja jedes Wort am Fernsehen!

Thomas Röthlisberger, Ostermundigen, 22 Jahre, Informatikstudent an der HTA Biel

Beim Stichwort Hochdeutsch kommt mir mein Deutschlehrer in den Sinn. Ich spreche gerne Hochdeutsch. Warum genau weiss ich nicht – ich war mal in Deutschland in den Ferien, vielleicht ist das der Grund. Es fällt mir auch sehr leicht, Hochdeutsch zu sprechen, obwohl ich nicht sehr viel Übung habe. Ich spreche es vor allem in der Schule, aber dort ist es halt «Schweizerhochdeutsch». So richtig akzentfreies, korrektes Hochdeutsch spreche ich fast nie, das geht nicht, wenn ich zum Beispiel einen Vortrag halten muss, weil ich zuviel überlegen muss dazu. Meine Lehrer sprechen im Unterricht konsequent Hochdeutsch – vermutlich auch, weil wir französischsprachige Mitschüler in der Klasse haben. Ich finde das auch in Ordnung, ich bin der Meinung, der Unterricht sollte in der Standardsprache stattfinden. Ich denke, ich spreche gut Hochdeutsch – in der Schule bekommt man es schliesslich mit, am Fernsehen und hin und wieder auch bei der Arbeit, das reicht aus!

**Nina Michael, Ipsach, 18 Jahre,
Deutsches Gymnasium Biel**

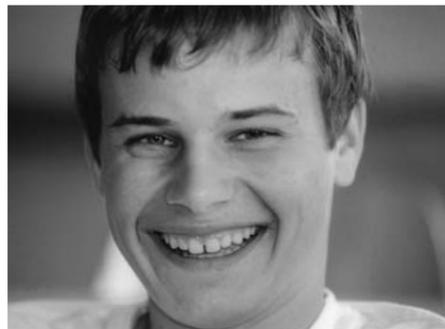
Deutschland kommt mir als erstes in den Sinn, wenn ich das Stichwort Hochdeutsch höre – und vielleicht auch ein wenig die Hochnäsigkeit der Deutschen. Ich rede lieber Schweizerdeutsch, weil ich es umgangssprachlicher und persönlicher finde. Aber das hängt vermutlich damit zusammen, dass wir in der Schule Hochdeutsch reden müssen. Wenn ich aber Deutsch sprechen muss, geht das problemlos. Ich finde einfach, es tönt nicht sehr gut, deshalb fällt es mir vermutlich nicht ganz leicht. Ich rede fast nur in der Schule Hochdeutsch. Im Unterricht am Gymnasium kommt es ganz auf den Lehrer an, ob Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch gesprochen wird. Mehrheitlich wird jedoch Hochdeutsch gesprochen. Wenn der Unterricht auf Schweizerdeutsch abgehalten wird, ist die Stimmung sofort viel lockerer und entspannter. Trotzdem finde ich, der Unterricht sollte im grossen und ganzen auf Hochdeutsch abgehalten werden, weil wir diese Sprache ja für die Prüfungen brauchen.

**Kim von Allmen, Gampelen, 16 Jahre,
Deutsches Gymnasium Biel**

Hochdeutsch ist eine schwierige Sprache, nicht einfach zu lernen. Ich rede nicht sehr gerne Hochdeutsch, weil mir meine Aussprache nicht gefällt und die Aussprache auch schwierig ist. Hochdeutsch ist schwieriger für mich als zum Beispiel Französisch, vor allem was die Aussprache betrifft. Wenn ich aber Hochdeutsch reden muss, geht das schon – obwohl es nicht einfach ist. Ich rede nur in der Schule Hochdeutsch. Die Lehrer sprechen im Unterricht etwa zu 75 Prozent Hochdeutsch, sonst Schweizerdeutsch. Die Unterrichtssprache spielt für mich keine Rolle, es macht keinen Unterschied, ob Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch gesprochen wird. Ich finde es aber gut und notwendig, dass der Unterricht im Gymnasium auf Hochdeutsch abgehalten wird – so habe ich die Aussprache im Ohr. Ich konnte schon gut Hochdeutsch, als ich in das Gymnasium kam, im Fernseher hört man es ja immer, daher hatte ich keine Probleme.

**Stephan von Gunten, Orpund, 16 Jahre,
OSZ Orpund**

In unserer Klasse wird recht viel Hochdeutsch gesprochen, da eine Mitschülerin Brasilianerin ist und nicht sehr gut Berndeutsch versteht. Die Lehrer vergessen während dem Unterricht oft, dass nicht alle Dialekt verstehen und reden Schweizerdeutsch. Sie versteht es dann natürlich nicht so gut und muss ständig nachfragen. Eigentlich gefällt mir die hochdeutsche Sprache auch nicht sehr gut, aber ich verstehe sie gut und deshalb gehe ich lieber nach Deutschland als nach Frankreich, weil ich Französisch weniger gut verstehe.

**Adrian Häni, Scheuren, 16 Jahre,
OSZ Orpund**

Hochdeutsch rede ich eigentlich nur in der Schule, aber auch da nicht so viel. Im Unterricht sprechen wir nicht sehr oft Hochdeutsch, ausser natürlich in der Deutschstunde. Auch die Lehrer sprechen nicht sehr oft Hochdeutsch. Ich habe die hochdeutsche Sprache nicht so gern. Schon vom Tonfall her gefällt sie mir nicht. Trotzdem ist mir Hochdeutsch lieber als eine andere Fremdsprache, weil ich es eben verstehe und auch sprechen kann. Verständigen kann ich mich sehr gut auf Hochdeutsch.

Gespräch mit Annelies Häcki Buhofer**«Die Erwachsenen müssen umerzogen werden»**

Prof. Dr. Annelies Häcki Buhofer hat Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Zürich studiert. Seit 1989 arbeitet sie als Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Basel. Annelies Häcki Buhofer ist verheiratet und Mutter zweier Kinder.

Frau Häcki Buhofer, Schweizer Kinder haben zu wenig Kontakt mit der deutschen Sprache, daraus entstehen Defizite, die ein grosses Handicap bedeuten. Stimmt das?

Nein, das ist nicht wahr. Natürlich haben Schweizer Kinder eine spezifische Diglossie¹, die eine etwas besondere Situation darstellt. Untersuchungen zeigen aber – es gibt einige Untersuchungen zu diesem Thema – dass Schweizer Kinder zwar eine andere Ausgangsposition haben als deutsche Kinder, aber durchaus nicht eine schlechtere. Schweizer Kinder haben ein grösseres Sprachbewusstsein als ihre deutschen Nachbarn, eben gerade durch die bestehende Diglossie. Kinder im Kindergarten etwa sprechen gerne Hochdeutsch und sind neugierig auf diese Sprache. Erst etwa ab der fünften Klasse entsteht eine gewisse Abneigung gegenüber dem Hochdeutsch.

Warum?

Für die Erwachsenen ist der Umgang mit dem Hochdeutsch keine Selbstverständlichkeit, generell besteht eine eher negative Einstellung gegenüber der Standardsprache. Durch die Sozialisierungsprozesse bekommen die Kinder und Jugendlichen dies mit und verlieren so ihren unverkrampften Zugang.

Wo also sollte angesetzt werden, um etwas zu verändern?

Der Ansatzpunkt ist bei den Erwachsenen zu suchen, in erster Linie bei den Lehrern. Die Lehrer selbst sollten das Problem erkennen und versuchen, sich anders zu verhalten, die hochdeutsche Sprache vermehrt und unverkrampfter anzuwenden.

Aber natürlich kann man nicht den Lehrern alleine die Schuld zuschieben. Eine Schuldzuweisung ist sowieso grundsätzlich schlecht. In der Schweiz reden die meisten Erwachsenen ungern Hochdeutsch, also sollte eigentlich auf dieser Ebene angesetzt werden.

Ist die Verankerung der hochdeutschen Sprache als Unterrichtssprache im Lehrplan ausreichend als gesetzliche Grundlage?



Ja, ich denke eigentlich schon, dass es ausreichend, wenn diese Vorgabe im Lehrplan festgehalten ist. Das Problem liegt da eher in der Praxis: die Vorgaben werden nicht eingehalten.

Wie kann dieses Problem angegangen werden?

Das Problem sollte bereits in der Lehrerbildung angegangen werden. Die jungen Lehrpersonen sollten auf die Problematik aufmerksam gemacht und sensibilisiert werden. Die Diglossie in der Schweiz sollte thematisiert, mögliche Arten der Handhabung besprochen werden.

Man sollte weniger beim Verhältnis des Einzelnen zur deutschen Sprache ansetzen, sondern viel mehr bei der kollektiven Haltung.

Man könnte versuchen, gewisse Massnahmen in den Lehrplan einzubringen. Ziel der Bemühungen sollte es sein, die Einstellung der Leute zu ändern. Dies ist bei Kindern

und Jugendlichen leichter zu erreichen als bei Erwachsenen. Damit das passieren kann ist ein Umbruch nötig, der vermutlich mit einem Generationenwechsel einhergeht.

Sollte das Problem der hochdeutschen Sprache in der Schweiz in der politischen Diskussion vermehrt thematisiert werden?

Ich denke, dass es nicht nötig ist, das Problem in der Öffentlichkeit überhaupt zu thematisieren. Die öffentliche Diskussion kann zur Verbesserung nicht viel beitragen. Ich sage es nochmals: es ist ein Fehler der Lehrpersonen, dass sie negative Bilder transportieren. Das muss aufhören. Es ist die Aufgabe der Schule und der Eltern, sich selbst an der Nase zu nehmen und den Kindern und Jugendlichen ein anderes, positiveres Bild der Hochsprache zu vermitteln.

Beim Stichwort politische Diskussion habe ich auch an die Erziehungsdirektionen in den Kantonen gedacht – ist das Thema dort genügend präsent?

Das ist schwierig zu beurteilen, wie genau das Problem dort behandelt wird. Aber eine erneute Thematisierung wäre sicher nicht schlecht.

Welche neuen Einflüsse bezüglich der hochdeutschen Sprache kommen durch die Immigrantenkinder in die Schulklassen?

Die Immigrantenkinder sollten für die Lehrpersonen und für die Kinder einen Anreiz darstellen, Hochdeutsch zu brauchen und zu sprechen. Eine gewisse Bandbreite der gesprochenen hochdeutschen Sprache wäre an sich gut, denn das trägt auch zur Integration der fremden Kinder bei und fördert den interkulturellen Austausch.

Es ist also eine Chance für die Schweizer Kinder, weil sie Hochdeutsch reden müssen...

Nicht müssen! Die Immigrantenkinder bringen die Schweizer Kinder dazu, Hochdeutsch zu sprechen. Sehen Sie, wie tief diese negative Grundhaltung verankert ist. Für die Schweizer ist Hochdeutsch sprechen ein Muss. Das muss sich ändern.

Denken Sie, dass der Umbruch, den Sie vorhin angesprochen haben, naheliegt?

Das ist schwierig zu beurteilen. Ich müsste eine Vorhersage über eine soziokulturelle Entwicklung machen, das ist unmöglich. Tatsache ist, dass Schreiben und Lesen auf Hochdeutsch eine Erleichterung für uns darstellt. Wenn wir auf Schweizerdeutsch schreiben und lesen müssten, wäre das viel umständlicher. Wir verstehen die hoch-

deutsche Sprache auch problemlos. Der Stein des Anstosses ist nur gerade die eigene Produktion.

Um nochmals zurückzukommen auf die gesetzliche Regelung: Wäre eine verstärkte Verankerung im Gesetz für die Handhabung der hochdeutschen Sprache in der Schule hilfreich und förderlich?

Von mir aus muss diese Problematik nicht unbedingt gesetzlich geregelt werden. Die Ausgangslage ist folgende: Die Kinder im Kindergarten reden gerne Hochdeutsch. Diese Vorliebe sollte erhalten bleiben und ausgebaut werden, damit sie später, mit zunehmender Sozialisation, nicht verloren geht. Hier sollte man also eingreifen, und der Lehrplan stellt eine Möglichkeit dazu dar. Das Problem ist aber natürlich die Umsetzung: werden die Vorgaben aus dem Lehrplan auch eingehalten?

Wie kann das kontrolliert werden?

Kontrolle bringt hier nicht viel. Die Lehrpersonen müssen viel mehr soweit gebracht werden, dass sie gerne Hochdeutsch sprechen und dazu auch das entsprechende Selbstvertrauen haben. Sie müssen von sich selber sagen: Ja, ich kann das. Das stellt eine eigentliche Umerziehung der Erwachsenen dar – ein schwieriges Unterfangen! Bei Jugendlichen ist das ganz anders: Durch die Diglossie-Situation in der Schweiz sind sie für das Sprachenproblem sensibilisiert und auch flexibel im Umgang mit Sprachen. Man könnte also einfach das ausbauen, was bereits vorhanden ist.

Stecken wir bereits in diesem Prozess der «Umerziehung» oder liegt der noch in weiter Ferne?

Bei den Kindern ist in dieser Hinsicht schon viel passiert: Der Kontakt mit der deutschen Sprache wurde intensiviert, eine Sensibilisierung hat stattgefunden.

Bei den Erwachsenen hingegen wurde noch nichts unternommen. Das Problem ist, dass Befehle oder Regeln bei erwachsenen Personen nichts nützen – sie lösen eher das Gegenteil aus. Um etwas zu erreichen, muss man zuerst mit jenen Personen arbeiten, die gerne Hochdeutsch sprechen und auch bereit sind, das zu tun.

Interview Anna Quinche

¹ Diglossie: Form der intra- oder interlingualen Zweisprachigkeit, bei der die eine Sprachform die Standard- oder Hochsprache darstellt, während die andere im täglichen Gebrauch auftritt.

IFB Verlag

im Institut für Betriebslinguistik
Fachverlag für Betriebslinguistik
und Sprachkultur

Ein Ausschnitt aus unserem Verlagsprogramm Sprachkultur 2003

info@ifb-verlag.de
www.ifb-verlag.de



Auslieferungsstelle
Schweiz und FL
TFV AG

Tel. +41 (0)32 322 61 41
Fax +41 (0)32 322 61 30
www.tfv.ch und info@tfv.ch

He Must Always Shit

Ein heiterer und lehrreicher Streifzug durch die englische und deutsche Sprache
au: Wolfgang Schmidt
Preis: Fr. 23.–

ISBN 3-931263-31-2

Sternstunden der deutschen Sprache

Hrsg. Walter Krämer und Reiner Pogarell
Preis: Fr. 44.30

ISBN 3-931263-27-4

Denglisch, nein danke!

Hrsg. Hermann Zabel
Zur inflationären Verwendung von Anglizismen und Amerikanismen in der deutschen Gegenwartssprache
Preis: Fr. 35.60

ISBN 3-931263-20-7

Neuerscheinung

Gudrun Luh-Hardegg

Von der Schönheit unserer Sprache oder König Midas zum Trotz

Dieses Werk soll möglichst vielen Zeitgenossen des deutschen Sprachraums – auch jenen in Wissenschaft und Wirtschaft – die Augen für die Schönheit, Kraft und Fülle unserer Sprache öffnen.

Die Autorin beschränkt sich in ihren Betrachtungen nicht nur auf die aktuelle Sprachlandschaft, sondern gibt neben grundlegenden Einblicken in die Funktionalität der deutschen Sprache einen ausführlichen und aufschlussreichen sprachwissenschaftsgeschichtlichen Rückblick auf unterschiedliche Epochen.

Im Mittelpunkt des ersten Teils steht das Sprachvermögen aus drei unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen: der biologischen (Adolf Portmann), der sprachwissenschaftlichen (Jacob und Wilhelm Grimm) und der philosophischen (Martin Heidegger).

Im Anschluss an die ausführlichen historischen Beschreibungen beschäftigt sich die Autorin intensiv mit den Möglichkeiten des Deutschen zur Abwehr der amerikanischen Dominanz. Hierbei bleibt sie nicht an der Oberfläche, sondern führt auf der Wortebene umfangreiche Analysen durch, die nicht nur wissenschaftlich fundiert, sondern darüber hinaus interessant zu lesen sind.

Luh-Hardegg schreibt nicht nur über das Thema Sprache, sie beherrscht sie auch auf eine ganz anrührende Art und Weise!

IFB Verlag 2003, 256 Seiten
22,00 €, ISBN 3-931263-37-1,
beim TFV CHF 35.20

Besuchen Sie uns im Internet
www.ifb-verlag.de

Denglischlexikon

Fortsetzung aus «Mitteilungen» 1/2003

Der Versuch, in einer Septemberausgabe der Stuttgarter Zeitung auf Anglizismen zu verzichten, hat ein riesiges Leserecho ausgelöst. – Der SKD bringt weitere Auszüge.

Gender

Ob es mit den Genen zu tun hat? Egal, Gender ist das Geschlecht. Das brauchte uns nicht zu erregen, würde sich daraus nicht das Modewort Gender-Mainstreaming ableiten. Dabei geht es um den gerechten Ausgleich zwischen den unterschiedlichen Lebenssituationen von Frauen und Männern in Beruf, Gesellschaft und Politik. Das Ziel heißt Gender-Equality. Aha.

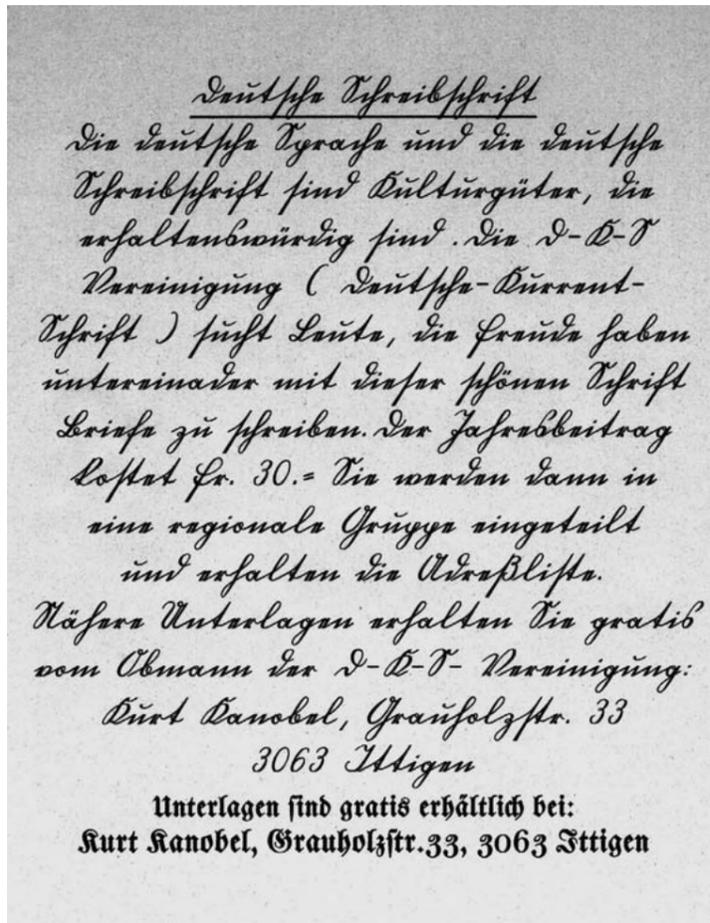
Hacker

Der Hacker – sprich: Häcker – hat, ganz anders als der Begriff glauben machen könnte, nur wenig mit körperlicher Arbeit im Sinne. Wir wenden uns also ab von dem Bauarbeiter, der Mauern einreißt, wir wenden uns ab vom schwäbischen Gärtlebesitzer, der sein Äckerle bearbeitet. Gehäckt wird mittels der

Computertastatur. Und zwar in Programmcode und Computernetzen. Was den Häcker treibt, ist die unbezwingbare Neugier, herauszufinden, wie die digitale Welt im Detail funktioniert. Computerschurken, anders als man das landläufig glaubt, sind Häcker nicht. Solche Leute nennt man in der Szene Cracker. Aber das wäre ein ganz anderes Kapitel des Denglischlexikons.

Image

Wer zu sehr an seinem Image putzt, kriecht im Brunnen – davon wussten die Gebrüder Grimm hübsch zu erzählen. Um bei den Geisslein besser anzukommen, liess sich der Wolf beim Bäcker seine Pfoten mit Mehl bestreichen, und er frass Kreide, bis seine Stimme nett säuselte, und er ersoff fürchterlich. Abgesehen vom tragischen Ausgang der Geschichte – was, bitteschön, ist der grimmsche Wolf anderes als der zottelige Vorfahre des modernen, imagebesessenen Politprofis, der riesige Beraterstäbe mobilisiert, um sein eigenes Bild zu polieren?



Aus dem Verein

Vorstand 2003

Leitender Ausschuss und Redaktion
– Susanna Kaiser (Kommunikation)
– Peter Glatthard (Spezialaufgaben)
– Peter Zbinden (Koordination)

Administration

– Susi Locatelli (Sekretariatswesen)
– Elisabeth Sievers (Finanzwesen)

Beisitzer

– Martin Geiger (Schulen I)
– Hans Christian Leiggenger (Schulen II, Uni)
– Lorenzo Presotto (Medien)

Mitteilungen

Vorgesehen sind vier Nummern und ein Sonderversand ad hoc (Redaktionsschluss ist vier Wochen vor Versanddatum)
Erscheinungsdaten: Woche 10 (6), 23 (19), 33 (29), 43 (39)

Vereinstermine

Netzwerktagung bei Wien 19./20. Sept. 2003
Mitgliederversammlung am 28. Nov. 2003 nachmittags, Bern, National
Mundartabend «vieltönig» am 28. Nov. 2003 Bern, Elfenaupark

Mitglieder- und Aboeiträge 2003

Mitglieder Einzel CHF 40.–, Paar CHF 60.–, Institution CHF 100.–
Sympathisanten erhalten ab CHF 40.– die Vereinszeitung (Abogebühr).
Über die Beitragserhebung für 2004 befindet die Mitgliederversammlung.

Es gibt finanzielle und ideelle Leistungen
Für die deutsche Sprache und den SKD

Eine kleine Glosse

Wasser verdampft bei heissen 100 °C

Am Wetterhäuschen lese ich 5 °C ab. 5 °C plus.
Aber was heisst das schon? Was für +5 °C?

Ich muss mich unbedingt absichern – einfach 5 °C über Null, das sagt mir nichts. Also benutze ich die Mitteilungen der zuständigen Wettervorhersageanstalten.

Und siehe da! Es sind vorfrühlingshafte, milde, angenehme 5 °C. Ich bin beruhigt: sie sind nicht vorsommerlich kühl, nicht frühherbstlich kalt, nicht unangenehme 5 °C – die 5 °C plus sind also «angenehm».

Ich werde also in Zukunft meteo-journalistisch sicher geleitet durch das sonst so schwer einzuschätzende Wetterjahr: bei hochsommerlich warmen 28 °C, bei schweisstreibenden 32 °C Badegrad, bei zunehmend milderen 18 °C im Frühling, bei frostigen –1 °C im Winter; bei eisigen –10 °C sind Handschuhe nötig, bei spätwinterlichen 0 °C lasse ich sie daheim...

Bei föhnigen 8 °C geht es der weissen Pracht an den Kragen, bei lieblichen 10 °C machen Herr und Frau Schweizer ihren Osterspaziergang und bei nassen 12 °C geht mein Skiwochenende in die Hosen...

Sprache ist etwas Drolliges und ihr Gebrauch mitunter ein Spiegel unterhaltsamer Verblödung.

R.S. (ingesandt)

Wetterfrosch-Deutsch

Während die SF-DRS-Sendung «10 vor 10», ein Nachrichtenmagazin, schon seit langem langweilig und belanglos, etwa auf dem Niveau von «Blick» und Ähnlichem, für ernsthafte Leute etwa von gleichem Wert ist wie die Werbeeinschübe in Spielfilmen, glaubte man lange, in der «Tagesschau» wissenschaftliche Nachrichten vermittelt zu bekommen. Dabei stört es kaum, dass die dabei gezeigten Bilder (typisch ist das Beigen von Goldbarren) zur Information nichts beitragen. Im Gegenteil: Dadurch wird man der Mühe enthoben, auf den Bildschirm zu schauen. In den vergangenen kalten Tagen war es ohnehin nur bemühend, Frierende auf dem Dach des Fernsehstudios leiden zu sehen. Man wäre aber dankbar – und es könnte ein Beitrag zur Volksbildung sein –, wenn jemand die unbeholfen vorgetragenen Texte zuvor redigierte. Es grenzt an Beleidigung des Publikums, wenn man in den vergangenen Tagen hören musste: «Heute war es kalt, weil die Sonne nicht scheinte» und: «Gegen Abend schleichte sich der Nebel ein.» Verlernen Sie Deutsch mit SF DRS!

C. W. in P. (Zeitungsausschnitt)

Impressum

Brief Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (kein Postfach)

Fax SKD 032 331 01 19
E-Post an info@sprachkreis-deutsch.ch

Internet www.sprachkreis-deutsch.ch

Postkonto SKD 30-36930-7

Auflage 3700 Exemplare

Satz und Druck Schwab Druck AG
3250 Lyss